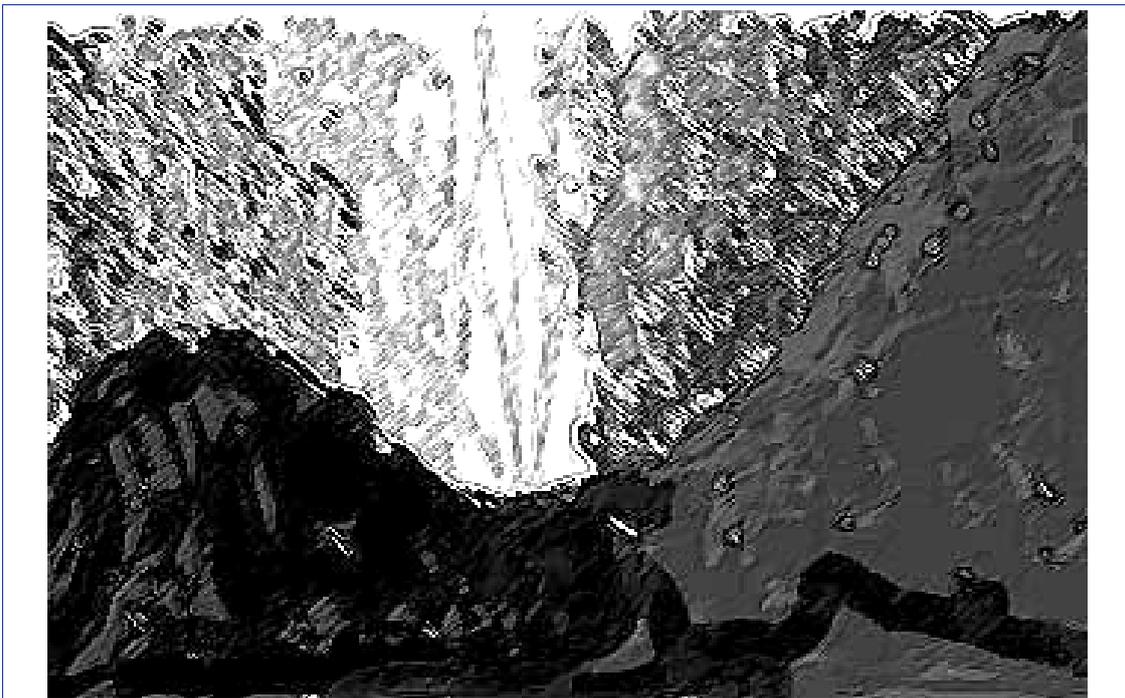


Specimen

Gerda Haßler (Hrsg.)

Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität

Wendepunkte — Krisenzeiten — Umbrüche



Specimen

Gerda Haßler

Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität — Wendepunkte, Krisenzeiten, Umbrüche

Zur Einleitung

Dieser Band entstand auf der Basis von Beiträgen, die zum XXIV. Internationalen Kolloquium des *Studienkreises 'Geschichte der Sprachwissenschaft'* vom 22. bis 24. August 2013 vorgetragen wurden. Ausschlaggebend für die Wahl des Themas war nicht ein Befolgen des Zeitgeistes, der immer wieder auf die Krise hinweist, die Europa durchlebt und die sich natürlich auch im metasprachlichen Bewusstsein niederschlägt, sondern die Absicht, eine von der Feststellung von Kontinuitäten in der Entwicklung der Sprachwissenschaft unterschiedene Forschungsperspektive einzunehmen.

Krisenzeiten und Umbrüche führen allerdings tatsächlich auch zu veränderten Diskursstrategien und Bezeichnungsmustern, die auch von linguistischen Laien wahrgenommen und diskutiert werden. Sprachwandeltheorien spiegeln zwar ein Bewusstsein von Phasen sehr dynamischer sprachlicher Entwicklungen wider, nicht jedoch ein Interesse an dem gesellschaftlich bedingten initialen Moment, an dem anfänglichen Auslöser von Sprachwandel. Eine Umbruchkonzeption, die Gesellschafts- und Sprachgeschichte in diesem Sinn aufeinander beziehen würde, wurde bisher nicht entwickelt.¹ Das epissprachliche Bewusstsein, das heißt das nicht in wissenschaftliche Kategorien gefasste Sprachbewusstsein des Sprachverwenders, reagiert schneller auf Veränderungen als die metasprachliche Reflexion. Deutlich wird das in der in verschiedenen Ländern in der Presse heftig geführten Diskussion zur Verwendung bestimmter Bezeichnungen, wie zum Beispiel *Bonds* und *Lender of Last Resort* oder zu Metaphern für Geschehnisse auf dem Finanzmarkt, wie *Ansteckung*, *Hebel* oder *Haircut*. Die Darstellung des Bewusstwerdens sprachlicher Veränderungen im Gefolge von Umbrüchen war auf der Tagung ebenso möglich wie Beiträge zur Erklärung des Übergangs solcher Bewusstseinsformen zu linguistischen Theoriebildungen.

Viel mehr als dieser lebensweltliche Bezug des Verhältnisses von Sprache und Krise bildete jedoch die Sichtung der historiographischen Literatur der letzten Jahre und Jahrzehnte den Ausgangspunkt für das Thema dieses Bandes. Immer wieder wer-

1) So wird es auch in einer Projektbeschreibung am Institut für Deutsche Sprache festgestellt (<http://www1.ids-mannheim.de/lexik/sprachlicherumbruch/umbruch.html>).

den begriffliche Kontinuitäten, Einflüsse zurückliegender Autoren auf spätere und die Verpflichtung moderner Theorien gegenüber früheren Ansätzen konstatiert. Meistens geschieht dies zu Recht, doch das wissenschaftshistorische Interesse für die Innovation oder auch den theoretischen Verlust, mit einem Wort die Diskontinuität, sollte nicht vernachlässigt werden. Dabei gibt es durchaus immer wieder Behauptungen des völlig Neuen in sprachtheoretischen Publikationen, die eine Tradition und die jetzt neue, gültige Theorie, die sogenannte Vorgeschichte eines Theorems und den Beginn der eigentlichen Wissenschaft in Gegensatz zueinander stellen. Doch solche Behauptungen stammen von den Sprachwissenschaftlern selbst, sie dienen meist der Hervorhebung des eigenen Standpunkts und sind keine Ergebnisse professioneller Historiographie.

Bereits vor fast 20 Jahren hat Sylvain Auroux (1994) drei Revolutionen in der Geschichte des Nachdenkens über Sprache festgestellt. In der ersten, der Verschriftung (*scripturalisation*) der Sprachen, findet nicht nur eine Typisierung der Laute und Silben und eine Zuordnung zu graphischen Zeichen statt, sondern es werden auch die Grundlagen zur Überschreitung des den Individuen innewohnenden epilinguistischen Sprachbewusstseins und damit für seine Exteriorisierung geschaffen. Die zweite Revolution, die Grammatisierung (*grammatisation*), erstreckt sich über einen Zeitraum von 1300 Jahren, wird aber in erster Linie in der europäischen Renaissance verortet. In ihrem Ergebnis entstehen Wörterbücher und Grammatiken der einzelnen Sprachen und sie eröffnet die Möglichkeit einer neuen Ökologie der Kommunikation, die zugleich auch die Dominanz über andere Kulturen und Sprachen einschließt. Im Prozess der Grammatisierung werden Sprachen formalisiert, diese Tendenz findet ihre Fortsetzung in der dritten Revolution, der digitalen Verarbeitung sprachlicher Daten (*automatisation*). Auroux bezeichnet die Grammatisierung als technologische Revolution und hält sie für ebenso wichtig wie die Agrarrevolution im Neolithikum oder die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert. Doch obwohl die Grammatisierung für die einzelne Sprache in einem überschaubaren Zeitraum vor sich gegangen ist, erscheint der globale Prozess zu lang, um als Diskontinuität beschrieben zu werden.

In den letzten Jahren wurde die Geschichte des Sprachdenkens vor allem unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität von theoretischen Positionen, Wirkungsmechanismen und personellen Konstellationen betrachtet und diskutiert. Mit diesem Band soll die Aufmerksamkeit auf Veränderungen der in verschiedenen Formen stattfindenden Reflexion über Sprache gerichtet werden. Es geht dabei sowohl um den Wechsel theoretischer Deutungsmuster, die an ihre Grenzen geraten, als auch um institutionelle, personelle und programmatische Anpassungen der Sprachwissenschaft an Krisen und gesellschaftliche Umbrüche.

Dabei ergibt sich zunächst die Frage, wie Diskontinuitäten überhaupt erfasst und einer wissenschaftlichen Beschreibung zugänglich werden können. Einen ersten, allerdings von den Historiographen der Sprachwissenschaft sofort und immer wieder als unzutreffend gekennzeichneten Ansatz dafür hat 1962 Thomas Kuhn (1922–1996) mit seinem Buch *The Structure of Scientific Revolutions* geliefert. Es wurde festgestellt, dass der von Kuhn beschriebene Paradigmenwechsel nur auf die Naturwissenschaften zutreffe, was von ihm wohl auch so gemeint war. Dass die Sprachwissenschaft damit nicht gemeint sein kann, wird in der Beschreibung der Rolle der Bücher in Wissen-

schaffen, die dem Paradigmenwechsel unterliegen, deutlich. In diesem Zusammenhang schreibt Kuhn:

Bücher sind in den heutigen Wissenschaften gewöhnlich Lehrbücher oder rückblickende Betrachtungen über diesen oder jenen Aspekt des wissenschaftlichen Lebens. Wer eines schreibt, sieht sich dadurch in seinem wissenschaftlichen Ruf eher geschmälert als gefördert. Nur in den frühen Entwicklungsstadien — vor den Paradigmata — der verschiedenen Wissenschaften pflegte das Buch die gleiche Beziehung zur wissenschaftlichen Leistung zu besitzen, wie man sie heute noch auf anderen schöpferischen Gebieten findet. (Kuhn 1976: 34)

Kein Sprachwissenschaftler wird heute behaupten, dass Bücher dem wissenschaftlichen Ruf schaden, dennoch gibt es Möglichkeiten des Ausweichens auf andere *schöpferische Gebiete*. Außerdem gibt es Kollegen, die die Bezeichnung *Linguistik* nur Forschungen zuerkennen wollen, die mit naturwissenschaftlichen empirischen Methoden arbeiten. In der Tat ist der Gegenstand Sprache so beschaffen, dass er sowohl geisteswissenschaftliche als auch naturwissenschaftliche und auch gesellschaftswissenschaftliche Zugänge erlaubt, aber eben nur unter bestimmten Abstraktionsgesichtspunkten (Coseriu 2003: 4). Versuche, die Sprachwissenschaft auf naturwissenschaftliche Zugänge umzustellen, hat es im 19. Jahrhundert bereits gegeben, man denke zum Beispiel an August Schleicher (1821–1868), der die Sprache als natürlichen Organismus betrachtete, dessen Entwicklung sich ausgehend von einer ersten undifferenzierten Zelle nachvollziehen lasse (Schlanger 1995: 129). In diesem Zusammenhang könnte man Schleichers Darwinlektüre, die ihn zu einem offenen Sendschreiben an Ernst Haeckel (1834–1919) über *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* (Schleicher 1863) veranlasst hat, als Wendepunkt in der Geschichte der Sprachwissenschaft betrachten. Dem widerspricht jedoch die Tatsache, dass es auch danach ernst genommene andere Ansätze gab, die diese Wende nicht nachvollzogen haben und die nicht mit den folgenden Worten Kuhns eingeordnet werden können:

Es gibt immer einige, die sich an die eine oder andere Ansicht klammern; sie werden einfach nicht mehr zur Fachwissenschaft gezählt, die ihre Arbeit daraufhin ignoriert. Das neue Paradigma impliziert eine neue und strengere Definition des Gebietes. Jene, die ihre Arbeit nicht anpassen wollen oder können, müssen allein weitermachen oder sich einer anderen Gruppe anschließen. Historisch gesehen, sind sie vielfach einfach in den philosophischen Abteilungen geblieben, aus denen so viele Spezialwissenschaften hervorgegangen sind. (Kuhn 1976: 33)

Die Vorzüge der philosophischen Abteilungen sollten mindestens seit der Schrift *Streit der Fakultäten* (1798) von Immanuel Kant (1724–1804) geläufig sein. Ob die heutige oder damalige Hinwendung der Sprachwissenschaft zu naturwissenschaftlichen Methoden tatsächlich ein entscheidendes Moment ihrer diskontinuierlichen Entwicklung ist, wird sicher noch lange ein Gegenstand des Streits unter Wissenschaftlern sein.

Der „Streit der Fakultäten“ entspricht einer spezifischen Konfliktkonstellation, die in der Gegenwart von der Konkurrenz der drei Kulturen von Geistes-, Gesellschafts- und Naturwissenschaften abgelöst wurde. Die Foren der Konkurrenz unterschiedlicher Theorien haben sich im Laufe der Jahrhunderte verändert und ausgedehnt und damit Streitstil und Polemik beeinflusst. Räumliche Distanz hat den Streit unter Gelehrten befördert, insofern sie eine Begegnung mit dem Gegner unwahrscheinlich machte, ihn gleichsam zu einer abstrakten Größe werden ließ. Seit dem 17. und 18. Jahrhundert haben sich im Gefolge zunehmender Schriftlichkeit der Öffentlichkeitscharakter und

die Objektivierungsimperative einer *moralischen Ökonomie der Wissenschaft*, wie Lorraine Daston (1995, 2001) es nennt, grundlegend gewandelt (Füssel 2013: 450).

Für eine Erklärung des Verhältnisses metasprachlicher Reflexion, also eines Nachdenkens über Sprache, das sich wissenschaftlicher Kategorien bedient, zu Wendepunkten, Krisenzeiten und Umbrüchen als Formen der Diskontinuität ließen sich verschiedene Erklärungsansätze annehmen.

Erstens können *Momente verstärkter gesellschaftlicher Diskontinuität* gewissermaßen von außen auf die Sprachdiskussion einwirken und ihr ein reaktives Verhalten abfordern. Die Entwicklung der Nationalphilologien im 19. Jahrhundert mag aus einer solchen Konstellation teilweise zu erklären sein. In Krisenzeiten empfinden Geisteswissenschaftler ihre Wissenschaft meist als bedroht und stellen tiefgreifende Veränderungen fest. Es ergibt sich jedoch die Frage, ob gesellschaftliche Krisen wirklich zu einem Wandel im Sprachdenken führen oder ob sie eher das Beharrungsvermögen der Subjekte der Wissenschaftsentwicklung fördern und damit innovationshemmend wirken. Offensichtlich sind Einflüsse gesellschaftlicher Veränderungen immer mittelbar und in ihren Ergebnissen nicht vorhersehbar. Die Arbeiten der Forscher um Patrick Sériot zur Entwicklung der Sprachwissenschaft in Osteuropa haben das auf eindrucksvolle Weise gezeigt (vgl. z.B. Sériot 2012). Außerdem wäre die Annahme, dass auslösende Momente tieferer Diskontinuität nur von außen an die Sprachwissenschaft herangetragen werden können, sehr vereinfachend und würde die Dynamik in der Wissenschaft selbst verkennen.

Es gibt mindestens zwei Anstöße für Krisen, Wendepunkte und sogar Umbrüche, die aus der Sprachwissenschaft selbst kommen, der erste sei *dialektisch*, der zweite *kreativ* benannt. Dialektisch ist eine Entwicklung, in der eine ursprünglich starke Position in Widerspruch zu den Fakten gerät, damit an ihre Grenze stößt und deshalb durch eine andere paradigmatische Position abgelöst wird, die bestimmte bisher weniger betrachtete Aspekte des Gegenstands Sprache besser erklären kann (vgl. Haßler 2007). Die Entwicklung der generativen Syntax liefert hierfür ein gutes Beispiel. Die Bestimmung der Sprache des idealen Sprechers als Gegenstand der Linguistik sah von den Bedingungen des Sprechens bewusst ab, während in neueren Arbeiten — auch von generativistischen Positionen ausgehend — die pragmatische Kategorie der Informationsstruktur als entscheidend für die Anordnung der Elemente eines Satzes beschrieben wird und man sich mit Mehrsprachigkeit beschäftigt. Die Autonomie der Syntax, ihr Absehen von pragmatischen Faktoren, wie zum Beispiel der Wahl von Wortstellung und Prosodie unter dem Einfluss der kommunikativen Absicht des Sprechers, war ein zeitweise effizientes Konstrukt, das aber an seine Grenzen stieß, sobald man die Gestalt von Sätzen in ihrer Komplexität erklären wollte. Diese Erklärung erfolgte dann unter Rückgriff auf einen Begriff des Satzes, der frühe begriffliche Elemente, wie zum Beispiel die informationsstrukturelle Wichtung, aufgriff und der formalen Beschreibung zugänglich machte. Der logische Gesichtspunkt einer Gliederung des Satzes in Subjekt und Prädikat tritt dabei als den angestrebten Zweck nicht erfüllend zurück. Das chomskysche Postulat vom idealen Sprecher-Hörer hat letztlich in seiner Gegenwirkung dazu geführt, dass heute die Mehrzahl der syntaktischen Forschungen an Varietäten einzelner Sprachen durchgeführt wird und dass Gesichtspunk-

te wie die unvollkommene Beherrschung einer Sprache im Rahmen der Spracherwerbsforschung sehr wohl eine Rolle spielen. Das Postulieren einer starken Position führt relativ schnell an ihre Grenzen und kann auch das Hervortreten gegenteiliger begrifflicher Gesichtspunkte bewirken.

Schließlich sollte aber auch die *individuelle Kreativität* als Moment der Diskontinuität metasprachlicher Reflexion nicht unterschätzt werden. In diesem Zusammenhang ergibt sich die Frage nach den großen Ideen in der Geschichte der metasprachlichen Reflexion, die zu Umwälzungen in der Geschichte des Sprachdenkens geführt haben. Die Zuordnung von Wörtern nach ihren Funktionen zu Redeteilen oder Wortarten ist sicher eine solche Idee, hinter die man nach ihrem Aufkommen nicht mehr zurück konnte. Auch die theoretische Feststellung, dass Sprache und Denken zusammenhängen, stellt einen solchen Wendepunkt dar, und sie findet sich in vielfältigen Ausprägungen immer wieder. Genauso ist es mit der Idee der negativen Bestimmtheit der Oppositionen, die der strukturellen Linguistik zugrunde liegt, und der Annahme einer hierarchischen Gliederung von Sprache. Man mag die Erfindung dieser Ideen Aelius Donatus (ca.320–ca.380), Wilhelm von Humboldt (1767–1835), Ferdinand de Saussure (1857–1913) oder Noam Chomsky zuschreiben. Bei näherer Betrachtung ist es gar nicht so einfach, diese Ideen einzelnen Individuen zuzuordnen, denn für alles gibt es vorbereitende und parallele Entwicklungen. Oft sind die Autoren und Texte, die zu Referenzautoren und Referenztexten werden, auch nur einfach günstiger platziert als andere, die Ähnliches, aber vielleicht differenzierter und letztlich angemessener darstellen. Individuelle Innovationen sind immer in Diskurstraditionen eingebunden und bauen auf Bezugstexten- und Bezugsautoren auf. Diese Tatsache verweist auf die Notwendigkeit der Berücksichtigung des Zusammenhangs von Kontinuität und Diskontinuität.

Möglicherweise kann auch die *Geschichte der Sprachwissenschaft* selbst Anlass für einen Wendepunkt werden. Hierfür wird immer wieder Chomskys *Cartesian Linguistics* als Beispiel angeführt, insofern er darin sein ursprüngliches Paradigma unter Rückgriff auf René Descartes (1596–1650) und andere als rationalistisch bezeichnete Autoren begründet. Die Suche nach Aspekten des Themas Sprache, die sowohl die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts als auch die deskriptive Linguistik neuerer Prägung ausgespart hatten, kann weder in ihrem Vorgehen noch in ihrem Ergebnis mit den Maßstäben historisch-philologischer Rekonstruktion bewertet werden. Selbst der Terminus *Cartesianische Linguistik* ist für Chomsky eher von nachgeordnetem Interesse und soll im Bewusstsein, dass „Descartes der Sprache nur geringe Aufmerksamkeit [widmete] und seine wenigen diesbezüglichen Bemerkungen [...] vielfältige Interpretationsmöglichkeiten“ (Chomsky 1971: 4) bieten, die Entwicklung in der Sprachtheorie nur an die „Cartesianische Revolution“ binden. Unverkennbar war die Berufung auf Descartes für einen beabsichtigten Traditionsbruch in der Sprachtheorie auch aus allgemeinen methodologischen Gründen naheliegend, hatte dieser doch im Vorwort der *Principes de la Philosophie* (1647) erklärt: „[...] ceux qui ont le moins appris de tout ce qui a esté nommé jusques icy Philosophie, sont les plus capables d’apprendre la vraye.“ (Descartes AT IX–2: 8/9). Eher als ein Auslösen von theoretischen Neuerungen durch die Beschäftigung mit Wissenschaftsgeschichte, scheint mir jedoch ein legitimatorischer Rückgriff auf frühere Theorien wahrschein-

lich. Dies trifft auf Chomsky, dessen Neuerung John Joseph (2010) wahrscheinlich zu Unrecht atavistische Revolution (*atavistic revolution*) genannt hat, ebenso zu, wie auf die Vielzahl der Theorien, die Humboldt als ihren Ausgangspunkt deklarieren.

Für eine Erfassung der Innovationen in der metasprachlichen Reflexion wäre die Antwort auf eine Reihe von Fragen notwendig, die bisher kaum Gegenstand wissenschaftstheoretischer oder historiographischer Forschungen waren:

- Was sind Auslöser für Innovationen im theoretischen Bereich der Sprachwissenschaft? Sind es praktische Anforderungen, wie etwa die zu Beginn der frühen Neuzeit entstehende Notwendigkeit, eine Vielzahl unbekannter, bisher nicht grammatisierter Sprachen zu beschreiben, oder sind es eher philosophisch-erkenntnistheoretische Anstöße wie die Zunahme sensualistischer Erkenntnistheorien, die physisches Empfinden als Ursprung allen Denkens und Handelns auffassten?
- Innovationen im institutionellen Bereich haben sicher nur mittelbar Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaft, sollten aber nicht außer Acht gelassen werden. Wie ist in diesem Zusammenhang die Institutionalisierung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert zu bewerten? Gibt es überhaupt sprachwissenschaftliche Schulen im engeren Sinne und wie erklärt sich ihre Entstehung und ihr Zerfall? Sind es äußere Faktoren, die ihre Entstehung begünstigen oder ist es eher eine einschlägige theoretische Neuerung, die ausschlaggebend ist?
- Wenn es schon keine Paradigmen in der Sprachwissenschaftsgeschichte gibt, ließen sich nicht wenigstens paradigmatische Positionen annehmen, die zwar kein geschlossenes theoretisches Gebäude bilden, aber dennoch zu einer bestimmten Zeit weitgehend akzeptierte Auffassungen und Theoreme darstellen? Ihr Wechsel könnte ein Indikator für tiefgreifende Diskontinuität sein.
- Gerade wenn eine wissenschaftliche Methode in ihrem Erklärungspotential ausgeschöpft ist, wenden sich die Forscher häufig der Geschichte ihrer Wissenschaft zu. Trifft diese Feststellung auch auf die Sprachwissenschaft zu? Wann und unter welchen Bedingungen kann Beschäftigung mit der Wissenschaftsgeschichte zu einem Wendepunkt werden und prospektiv zu Neuerungen führen?

Die Beiträge dieses Bandes versuchen, auf einige dieser Fragen am Beispiel ihrer Untersuchungsgegenstände Antworten zu finden. Es handelt sich um Fallstudien, die den Zusammenhang von metasprachlicher Reflexion und Diskontinuität am Beispiel von Wendepunkten, Krisenzeiten, Umbrüchen vertiefen. Die Beiträge sind chronologisch angeordnet, wobei längere Zeiträume erfassende Studien nach dem Beginn oder der vorwiegend betrachteten Epoche eingeordnet werden.

Mit dem Aufkommen des Christentums wurde die westliche Welt um zwei semitische Sprachen, das Hebräische und das Aramäische, bereichert. Gegenstand des Artikels von TIM DENECKER ist die Kontrastierung von Sprachen im Werk des Heiligen Hieronymus (ca.347–419), der zu einer guten Kenntnis dieser biblischen Sprachen gelangt war. Der Unterricht durch den Grammatiker Donatus war prägend für sein Herangehen an die Bibelexegese. Hieronymus verglich die Komplexität des Hebräischen mit dem Lateinischen und dem Griechischen und gelangte dabei auch zu einzelnen Werturteilen. Mit seiner kontrastiven Betrachtung der alten Sprache gab er auch den Anstoß für

weitere Autoren, den Sprachvergleich in ihre Überlegungen einzubeziehen. Andererseits war Sprachbetrachtung bei Hieronymus stets der exegetischen Zielstellung untergeordnet, er betrieb sie nicht systematisch und nicht als Selbstzweck. Hieronymus Werk war zwar eine Fundgrube an linguistischen Informationen für nachfolgende Generationen, es machte jedoch letztlich das vertiefte Studium des Hebräischen überflüssig.

In seinem Artikel über sprachwissenschaftliche Studien im Portugal des 14. und 15. Jahrhunderts beschreibt GONÇALO FERNANDES zwei als Manuskripte erhaltene Grammatiken, die mit hoher Wahrscheinlichkeit im Kloster in Alcobaça entstanden. Im ersten, heute in der Bodleian Library in Oxford befindlichen Manuskript *Reglas para enformarmos os menyos en latin* wird das Portugiesische als Metasprache für die Darstellung der grammatischen Regeln des Lateinischen verwendet. *Hic incipiunt notabilia que fecit cunctis* ist ein sehr elaboriertes Manuskript, das sich heute in der Portugiesischen Nationalbibliothek befindet und das nicht der typischen Gliederung von Grammatiken folgt, sondern einige morphologische und syntaktische Probleme untersucht. Durch ihre eher wissenschaftliche und spekulative Orientierung weicht diese Grammatik von der Kontinuität der mittelalterlichen Texte zur Vermittlung des Lateinischen ab. Die erste in Portugal gedruckte lateinische Grammatik, die *Grammatica pastrane* (1497) des Spaniers Juan de Pastrana erfreute sich in der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Portugal besonderer Beliebtheit. Sie wurde gemeinsam mit zwei weiteren portugiesischen grammatischen Traktaten gedruckt, die sich auf frühere Positionen stützten. Alle diese Traktate benutzten jedoch die portugiesische Sprache, was darauf hindeuten könnte, dass diese Sprache seit dem 14. Jahrhundert in den Schulen kontinuierlich nicht nur als Unterstützung bei der Erklärung des Lateins, sondern auch als Metasprache genutzt wurde.

Der Beitrag von CORDULA NEIS befasst sich mit der Renaissance als einer Zeit der Wendepunkte, Krisen und Umbrüche in gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und sprachlichen Bereichen und ordnet darin den *Dialogo delle lingue* (1542) von Sperone Speroni (1500–1588) ein. Während sich das Latein bereits seit dem 13. Jahrhundert in seine traditionellen Verwendungsbereiche zurückzog, entstand eine umfangreiche höfische, narrative, dramatische, lyrische und didaktische Literatur in verschiedenen Volkssprachen. In der Renaissance kam es zu einem Nebeneinander von Latein und Volkssprachen, wobei die Vulgärhumanisten das Latein einerseits im Interesse der Verteidigung ihrer Muttersprache bekämpfen mussten, es aber andererseits als Modell für deren Stilistik, Poetik und Rhetorik nutzten. Speroni greift die vorangegangene Diskussion in dialogischer Form wieder auf. Der extremen Auffassung, das Latein könne dem Menschen göttlichen Rang verleihen und sei deshalb unbedingt vorzuziehen, stellt er eine gemäßigte, dem Toskanischen gleichfalls den Rang einer edlen und nahezu perfekten Literatursprache zuschreibende Position entgegen. Mit dem Höfling wird eine neue Dimension in die metasprachliche Diskussion eingebracht, insofern eine von Pedanterie und Gelehrsamkeit freie Sprache gefordert wird, die den Gegebenheiten der gehobenen höfischen Alltagspraxis entsprechen soll.

Im Beitrag von ANJA HENNEMANN geht es um die Normierung der spanischen Sprache, wobei die sprachnormierenden Absichten der untersuchten Grammatiken und

ihre Explizitheit hinterfragt werden. Dabei wird zunächst der Wandel der Reflexion über Normierung von Antonio de Nebrija (1441/44–1522) bis Gonzalo Correas (ca. 1571–1632) und danach in den verschiedenen Grammatiken der Real Academia Española betrachtet. Ein grundlegender Unterschied zwischen Nebrija und Correas wird in der soziolinguistischen Verankerung der Norm gesehen. Während Correas unter dem *uso* den Sprachgebrauch des Volkes versteht und diesen zum Maßstab einer Grammatik erklärt, sieht Nebrija hingegen den *uso* im Sprachgebrauch der Autoritäten. Correas Orthographievorschläge zeigen, dass er mit der griechisch-lateinischen Tradition brechen will und eine etymologisierende Schreibweise ablehnt. Während in den Anfängen der Grammatikographie der Real Academia Española die normative Haltung dominiert, entwickelte sich im 20. Jahrhundert ein deskriptiver Standpunkt, der schließlich auch in die Auffassung vom polyzentrischen Charakter der Norm in der *Nueva Gramática de la Lengua Española* (2009–11) einging.

JOSEF ESKHULT stellt den innovativen Beitrag des niederländischen Orientalisten Albert Schultens (1686–1750) zum vergleichenden Studium der semitischen Sprachen auf der Basis seiner späten Schriften vor. Das Entstehen des Begriffs der Ursprache und die Gründe der christlichen und der jüdischen Tradition, das Hebräische als solche anzunehmen, werden ebenso wie die dagegen vorgebrachten Argumente dargelegt. Schultens war davon überzeugt, dass das Hebräische die Mutter aller Sprachen sei, nutzte aber auch den Vergleich mit dem Arabischen für die Untersuchung des biblischen Hebräischen. Sowohl das Hebräische der Bibel als auch das Arabische des Korans betrachtet er als Ergebnis von Entwicklungs- und Ausdifferenzierungsprozessen.

Die Untersuchung von BORIS DJUBO leistet einen Beitrag zur Untersuchung des Bruchs mit der traditionellen deutschen Grammatik in der russischen Grammatikschreibung des 18. Jahrhunderts. In Russland waren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die deutschen Grammatiken unmittelbar zum Vorbild geworden. Am Beispiel der Beschreibung der Tempora des Verbs werden Gemeinsamkeiten zwischen Johann Christoph Gottsched (1700–1766) und Michail Vasil’evič Lomonosov (1711–1765) belegt. Johann Christoph Adelung (1732–1806) hatte jedoch eine Grammatikschreibung eingeführt, die sich grundlegend von den Prinzipien der normativen, auf die Morphologie bezogenen und der lateinischen Grammatik folgenden Sprachlehre alten Stils unterscheidet. Ein wesentlicher Anstoß für diese veränderte Grammatikauffassung wird in der Rezeption von Antoine Court de Gébelin (1719–1784) gesehen. Diese von der Universalgrammatik inspirierte Neuorientierung findet sich auch in der Grammatik von Anton Aleksevič Barsov (1730–1791), der die Unterscheidung zwischen *verbum substantivum* und *verbum attributivum* übernimmt und die Hauptfunktion des Verbs in der Affirmation sieht.

Den Umbruch, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts in einigen deutschsprachigen allgemeingrammatischen Schriften in der theoretischen Annäherung an die Beziehung Sprachlaute – Bezeichnetes vollzieht, zeichnet FRIEDERIKE SPITZL-DUPIC in ihrem Aufsatz nach. Dafür skizziert sie zunächst Sprachzeichenkonzeptionen in allgemeinphilosophischen Grammatiken des 17. und 18. Jahrhunderts und schafft damit eine Kontrastfolie, vor der sich der Ansatz von August Ferdinand Bernhardi (1769–1820) deutlich abhebt. Bernhardi spricht gegen die vorgängige und zeitgenössisch dominie-

rende allgemeingrammatische Arbitraritäts- und Konventionalitätsthese den Lautformen Bedeutung zu. Dies erklärt sich sicherlich durch die enge Einbindung Bernhardis in die romantische Tradition, insofern Johann Gottfried Herders (1744–1803) Vorstellungen der ‘tönenden Natur’, Friedrich Wilhelm Joseph Schellings (1775–1854) Organismuskonzept, August Wilhelm Schlegels (1767–1845) Lautsymbolik ein direktes Echo in Bernhardis Sprachtheorie finden. Seine künstlerisch-ästhetische Perspektive auf Sprache und seine Betrachtungen zu verschiedenen Textgenres stellen gemeinsam mit der Einbeziehung sprachhistorischer Spekulation in das allgemeingrammatische Projekt zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein einzigartiges und neuartiges Unternehmen dar.

KATHLEEN PLÖTNER nimmt eine weit zurück reichende Perspektive auf die Metaphern ein, geht dabei jedoch vom holistischen und vom semantisch-lexikalischen Ansatz des 20. Jahrhunderts aus und stellt die „Spatialisierung“ der Kognition in den Mittelpunkt, die sie vom 18. bis zum 20. Jahrhundert verfolgt. Sie untersucht, welche Begriffe und Elemente der zentralen Metaphertheorien des 20. Jahrhunderts sich bereits im 18. und 19. Jahrhundert finden. Die Vorstellungskraft ist nach César Chesneau Du Marsais (1676–1756) die treibende Kraft für die Entstehung von Tropen und folglich auch von Metaphern, die dabei hilft, die Grenzen des menschlichen Gedächtnisses bei der Bewahrung von Bezeichnungen für alle Gegenstände und Begriffe zu umgehen. Eine starke Analogie zu modernen Metaphertheorien wird insbesondere in der Beschreibung von Präpositionen festgestellt. In der Interferenz zwischen Metaphern der Sprache und Metaphern des Denkens, wie sie in ersten Ansätzen von Pierre Fontanier (1765–1844) vorgeschlagen wird, liegt ein wesentliches Merkmal des holistischen Ansatzes. Bei Präpositionen plädiert Fontanier im Gegensatz zu Du Marsais jedoch für den nichtmetaphorischen Gebrauch auf der Basis von Grundbedeutungen, die unterschiedliche kontextabhängige Funktionen erlauben.

Eine Broschüre, die mit dem Titel *Crates Mallotes* 1800 unter dem Pseudonym Guliver in Lissabon erschien und gleich im Untertitel ankündigt, sich kritisch mit toten Grammatikern auseinandersetzen zu wollen, ist der Gegenstand der Analyse von ROLF KEMMLER. Anhand von Archivstudien konnte er das Erscheinungsdatum präzisieren und den Lateinlehrer Joaquim Agostinho de Freitas als Autor identifizieren. In Anspielung auf *Gulliver's Travels* (1726) von Jonathan Swift (1667–1745) beginnt der erste Dialog mit einem Schiffsunglück, das Roberto Guliver auf eine Todesinsel führt, die von toten Grammatikern bewohnt wird. In Dialogen lässt Freitas Grammatiker verschiedener Zeiten die Ursachen des Niedergangs der lateinischen Studien und Bildung im Zeitalter der Aufklärung diskutieren und schließlich die Forderung an den Autor erheben, eine eigene Grammatik zu schreiben. Die Bezüge zu 57 Grammatikern werden im Einzelnen vorgestellt. Als Ursachen des unbefriedigenden Zustands der Lateinstudien werden zu große Toleranz und Nachsichtigkeit der Eltern, unfähige Lehrer und ungeeignete oder sogar falsches Wissen vermittelnde metasprachliche Bücher genannt.

RICARDO CAVALIERE untersucht den Zusammenhang von politischer Krise und Diskontinuitäten im linguistischen Denken am Beispiel der brasilianischen Grammatiker des 19. Jahrhunderts. Er kehrt dazu Kuhns These um und stellt fest, dass sich bei

gesellschaftlichem Wandel die wissenschaftlichen Paradigmen ändern. Zunächst beschreibt er die gesellschaftspolitischen Zustände, die 1822 zur Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal führten, aber auch in eine Zeit der politischen und ökonomischen Instabilität mündeten. In dieser Zeit kam es auch zu einer Dezentralisierung der Schulbildung, die von einer Flut von elementaren normativen Grammatiken begleitet wurde. In ihnen wurde die eigene brasilianische Nationalsprache nicht als eine von den Kolonisatoren empfangene Sprache beschrieben. Die letztlich in einen Staatsstreich mündende Krise in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts war schließlich vom Aufkommen der historisch-vergleichenden Grammatik begleitet. Während vorher das grammatische Denken vom rationalistischen Ansatz beherrscht war und die Sprache logischen Kategorien unterordnete, wirkte diese Methode revolutionär. Die republikanischen Tendenzen in der Gesellschaft werden dabei mit der neuen Sprachbeschreibung parallelisiert, die empirisches und historisches Vorgehen etablierte.

TOON VAN HAL beantwortet in seinem Artikel die Frage, ob die Berücksichtigung des Altindischen eine revolutionierende Rolle bei der Entstehung der Sprachwissenschaft als akademische Disziplin gespielt hat. Nach der Meinung von Schleicher war das Altindische tatsächlich die zuverlässigste Quelle für die Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache. Inwiefern die ersten Komparatisten mit der altindischen einheimischen Grammatik vertraut waren, kann jedoch nicht einheitlich beantwortet werden. Während sich die Begeisterung für die Sanskrit-Texte als Literatur in Europa ausbreitete, blieb die altindische Originalsprache weitgehend unbekannt. Auf der Suche nach einer nationalen Identität, war man insbesondere in Deutschland für eine indische Verbindung empfänglich. Die Lektüre indischer Texte hatte bereits im 18. Jahrhundert das Wahrheitsmonopol der Bibel untergraben und zu der Annahme geführt, dass die Erde viel älter sein dürfte als 6000 Jahre. Möglicherweise war auch eine Identifizierung des Altindischen mit dem Mitte des 17. Jahrhunderts hypothetisch in die Diskussion gebrachten Skythischen ein Moment, das seine revolutionierende Kraft hemmte. Der dänische Philologe Rasmus Christian Rask (1787–1832) konnte die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft ohne Sanskritkenntnisse entwickeln und aus den Arbeiten der frühen Sanskritgelehrten lassen sich keine Hinweise auf die Verwandtschaft zwischen Sanskrit und den bekannten europäischen Sprachen entnehmen. Dennoch haben das Sanskritstudium und seine Erfolgsgeschichte einen gewissen Einfluss auf die Entwicklung der Sprachwissenschaft genommen. Die Gründe dieses Einflusses liegen in der Erweiterung des sprachlichen, des metasprachlichen und des historisch-kulturellen Horizonts.

JOHANNA WOLF untersucht in ihrem Beitrag die Diskussion um Organizität und Genealogie als Wertskalen der Sprachforschung im 19. Jahrhundert. In den Wissensrahmen, die sich in der kognitiven Struktur der Sprachwissenschaft herausgebildet haben, stellt sie mehrere Diskursstränge nebeneinander fest. Dadurch kommt es nicht zu Ablösungsprozessen, sondern zu einem Wandel in der idealistisch-romantischen sowie in der naturwissenschaftlich geprägten Sprachforschung. Kants Vorstellung einer Verbindung von Natur und Geist findet sich in Humboldts Organismus-Konzeption wieder. Humboldt versteht den Organismus als ein Ganzes, das von einer inneren, letztlich über den Geist gesteuerten Kraft angetrieben wird. Das an sich ahistorische Organismuskonzept gewinnt im Zusammenhang mit der Historizität der Sprache und der Ent-

faltung des kreativen Geistes in der menschlichen Sprechfähigkeit einen neuen Inhalt. Der historisch-individuell wirkenden Dynamik bei Humboldt steht die rein biologische Definition der zeitlichen Dimension des Organismus, der nach Naturgesetzen funktioniert, bei Georges Cuvier (1769–1832) entgegen. Diese Neukonzeptionierung der Organismus-Metaphorik führte zusammen mit Familienmetaphern (Stammbaum, Verwandtschaft, Ähnlichkeit) zu der am Maßstab der Naturwissenschaften orientierten Vorstellung, die Sprache zu einem messbaren Gegenstand gemacht zu haben. Einen Abbruch der idealistisch-romantischen oder der positivistisch-materialistischen Sprachwissenschaft hat es nicht gegeben, mit der Rückkehr der Mechanismusmetaphorik bei den Junggrammatikern wurde jedoch der biologisch-positivistisch geprägte Diskurs dominant. Das Gesamtbild der Sprachwissenschaft Ende des 19. Jahrhunderts ist durch das Fortführen mehrerer Kontinuitätslinien gekennzeichnet.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstanden in China moderne grammatische Studien, sie erlangten den Status einer neuen Disziplin mit wissenschaftlichen Regeln und etablierten ihre Rolle in der Gesellschaft. TOMMASO PELLIN beschreibt diesen Prozess im Zusammenhang mit den schnellen und tiefgreifenden Veränderungen in der politischen, sozialen und kulturellen Situation Chinas. Sprachwissenschaftliche Studien haben in China eine lange Tradition, sie begannen im 3. Jahrhundert v. Chr. mit Kommentaren zur Auslegung der alten Texte. Da die Prüfungen für den Zugang zum Beamtentum die Kenntnis dieser Texte und ihrer Kommentare beinhalteten, war die Beziehung zwischen den Sprachgelehrten und der Macht bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sehr eng. Ein Selbstbewusstsein von einer wissenschaftlichen Disziplin hatten diese Gelehrten jedoch kaum und Grammatik im europäischen Sinne spielte in ihrer Tätigkeit keine Rolle. Die ersten chinesischen Grammatiken waren von europäischen Missionaren geschrieben worden, die damit pädagogische Ziele verfolgten. In der ersten in chinesischer Sprache geschriebenen Grammatik von Tarleton Perry Crawford (1821–1902) aus dem Jahr 1869 wurden die Kategorien der englischen Grammatik adaptiert und keine Begrifflichkeiten aus den klassischen chinesischen Sprachstudien verwendet. Ende des 19. Jahrhunderts kam es zur Grammatisierung des Chinesischen auf der Basis der europäischen Grammatiken und in Kenntnis der philologischen Tradition, wobei die alte soziale Gebundenheit verlassen wurde und die Aufklärung einer neuen Führungsschicht angestrebt wurde. Die junge Generation war in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an einer Erneuerung der Kultur und einer Standardisierung der Sprache interessiert, wobei sie sich allmählich von europäischen Grammatikmodellen befreite und eine nationale Grammatik des modernen Chinesischen anstrebte.

Zu Beginn seines Beitrags erinnert PIERRE SWIGGERS daran, dass für den Historiker der Sprachwissenschaft die Problematik der Kontinuität und Diskontinuität auf zwei Ebenen existiert. Auf der Metaebene betrifft sie als wissenschaftshistorisches Problem das Spannungsverhältnis zwischen der Akkumulation oder sogar der Stagnation von Wissen und der Veränderung oder dem Bruch. Auf der Objektebene findet sie sich in Eigenschaften der Sprachen, deren kontinuierliche Entwicklung erst als Diskontinuität sichtbar wird. Im Mittelpunkt der Analyse steht ein *Continu et discontinu* überschriebenes Heft der Zeitschrift *Cahier de la Nouvelle Journée* aus dem Jahre 1929, zu dem Vertreter verschiedener Naturwissenschaften, ein Jurist und ein Linguist,

Antoine Meillet (1866–1936), beigetragen haben. Sowohl unter synchronischer als auch unter diachronischer Perspektive hat Meillet die Sprache als kontinuierliches und diskontinuierliches Phänomen aufgefasst. Während sich die Sprecher romanischer Sprachen nach Meillet des Bruchs mit dem Latein nicht bewusst waren, sind diese Sprachen für ihn jedoch strukturell diskontinuierlich gegenüber der Herkunftssprache. Das Problem der Kontinuität und Diskontinuität besteht bei Meillet nicht nur in der Entwicklung der Sprachen, sondern auch in der Feststellung von Sprachverwandtschaft sowie in der Untersuchung soziolinguistischer und kontaktlinguistischer Fragen.

Mehr als 12 Millionen Menschen trafen zwischen 1944 und 1946 in der BRD und der DDR im Ergebnis von Zwangsumsiedlung ein, wobei in vielen Regionen Mecklenburgs und Schleswig-Holsteins die Zugewanderten gegenüber den Alteingesessenen deutlich in die Mehrheit gerieten. KLAAS-HINRICH EHLERS untersucht in seinem Beitrag die Reaktionen der deutschen Sprachwissenschaft auf die radikalen Veränderungen im Raum der Sprachlandschaft und der Struktur der deutschen Sprechergemeinschaften. Er betrachtet dabei anhand von Dokumenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Projekte linguistischer Großforschung, die mehr personelle, zeitliche und finanzielle Kapazitäten beanspruchen, als ein einzelnes Gelehrtenindividuum aufbringen kann. Es kam in den 50er Jahren zu einem lexikografischen Wettlauf gegen das Vergessen der ostdeutschen Herkunftsdialekte. Während das Forschungsinteresse einseitig auf die Rekonstruktion und Dokumentation der Herkunftsdialekte der Vertriebenen gelegt wurde, gab es nur wenige Ansätze zu einer Sprachausgleichsforschung in den Zielgebieten der Vertreibung, die überdies vorwiegend auf Phänomene des Sprachwechsels und der Mehrsprachigkeit beschränkt waren. Konvergenzprozesse und sprachliche Hybridisierungen blieben nahezu unbeachtet und es gab nur wenig Forschung zu den Umschichtungen und Mischungsvorgängen in den extrem heterogenen Sprachkontaktsituationen. In der Soziolinguistik der DDR wurde das Phänomen des Dialektabbaus und der Herausbildung regionaler Ausgleichsvarietäten unterhalb der Standardsprache in erster Linie auf Prozesse der Industrialisierung, der Kollektivierung der Produktion und der gesellschaftlichen Mobilisierung bezogen.

JÖRN ALBRECHT behandelt Kontinuitäten und Brüche in der Saussure-Rezeption und kommt dabei zu dem Fazit, dass der Wandel des Saussure-Bildes zwar einen Umbruch darstellt, dass dieser jedoch von identifizierbaren Personen, d.h. Akteuren der Wissenschaft selbst, herbeigeführt wurde. Er zeigt einige Motivationen der Berufung auf den „ganz alten“ Saussure der historisch-vergleichenden Phase seines Schaffens, den „alten“ Saussure des *Cours de Linguistique Générale* (1916) und den „neuen“ Saussure der Ende des 20. Jahrhunderts wiederentdeckten unveröffentlichten Manuskripte. Die Frage eines Umbruchs im Schaffen Saussures selbst relativiert er jedoch auf dem Hintergrund einiger durchgängiger theoretischer Positionen und der Tatsache, dass den Herausgebern des *Cours* die Manuskripte wahrscheinlich bekannt waren. Die Konstruktion des Saussure-Bildes auf dem Hintergrund unterschiedlicher Retrospektionshorizonte, der durch die eigene Position bestimmten Wahl unterschiedlicher Textausschnitte und der argumentativen Anordnung ursprünglich sehr vorsichtig formulierter Positionen wird in diesem Beispiel auch anhand zahlreicher Zitate veranschaulicht.

CAMIEL HAMANS befasst sich in seinem Artikel mit der Ankunft der generativen Grammatik in Europa. Der erste französische Linguist, der sich mit generativer Linguistik befasste, war Maurice Gross (1934–2001), der seine Karriere als Mathematiker begann, sich für automatische Übersetzung interessierte, schließlich nach Harvard ging und am Massachusetts Institute of Technology Vorlesungen von Chomsky hörte. In der Verbreitung der generativen Linguistik und in der Gründung eines entsprechenden Zentrums in Paris-Vincennes kam Nicolas Ruwet (1933–2001) eine wichtige Rolle zu. Manfred Bierwisch war seit 1957 an der Deutschen Akademie der Wissenschaften mit generativer Grammatik befasst und veröffentlichte 1963 seine *Grammatik des deutschen Verbs*. Ende der 60er Jahre konnte er rege Kontakte zu Chomsky und anderen Generativisten aus den USA unterhalten, die Arbeitsstelle Strukturelle Linguistik wurde jedoch Anfang der 70er Jahre aufgelöst und ging in das Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR ein. In der Bundesrepublik waren es junge Linguisten, die 1966 das „Linguistische Kolloquium“ initiierten, in dem auch generativistische Themen behandelt wurden. Auch die Entwicklung generativistischer Studien in Ungarn und den Niederlanden wird dargestellt.

KLAAS WILLEMS stellt den Begriff der Polysemie in das Zentrum seines Beitrags, für die in neueren Forschungen weitgehend übereinstimmend festgestellt wird, dass einer Form grundsätzlich nicht ein einziger „semantischer Wert“ entspricht, sondern vielmehr eine Reihe von miteinander verwandten Inhalten. Dem steht eine Tradition gegenüber, die seit der Aufklärung existiert und die auf der Überzeugung fußt, dass Sprachzeichen ein einzelsprachlich bestimmtes Potenzial besitzen, das die systematische Voraussetzung für ihren Gebrauch ist. Den Höhepunkt dieser Tradition des semantischen Wertbegriffs bildete Saussures abstrakte, „strukturelle“ Relationalität, nach der sich die semantische Einheitlichkeit des Zeichens durch differenzielle Oppositionen im einzelsprachlichen System bestimmt. In dem Beitrag wird untersucht, ob die Erklärungen der Polysemie in der Konstruktionsgrammatik und der funktional-typologischen Theorie der „semantischen Karten“ völlig ohne einen differentiell-oppositiven Wertbegriff auskommen. Im Ergebnis der Analyse wird festgestellt, dass sich in beiden Theorien Spuren des semantischen Wertbegriffs feststellen lassen. Wenn verabsolutierende Interpretationen des ‚*valeur*‘-Begriffs in der empirischen Sprachwissenschaft sich als nicht tragfähig erweisen, so ist ein konsistenter semantischer Wertbegriff für eine kohärente Beschreibung der flexiblen Funktionalität und semantischen Variabilität sprachlicher Einheiten nach wie vor unerlässlich.

MICHAEL LINK behandelt in seinem Aufsatz, wie die kognitive Linguistik der ersten und der zweiten Generation ihren Anspruch auf Innovation in Szene setzt. Der Grund für die rasche Ausbreitung des transformationsgrammatischen Forschungsprogramms in der amerikanischen Linguistik der 1960er Jahre wird in einer Rhetorik des Bruchs als aggressiver Marketingstrategie gesehen. Es wird dargestellt, wie die Kognitive Linguistik der ersten Generation, die Generative Grammatik, und die Kognitive Linguistik der zweiten Generation, die Kognitive Grammatik, die Kognitive Metaphertheorie, die Frame-Semantik etc., rhetorisch den Bruch mit konkurrierenden Theorien behauptet und vollzogen haben. Es wird deutlich, dass Chomsky unter Vereinfachung und unzutreffender Wiedergabe des Behaviorismus seines Gegners Burrhus Frederic Skinner (1904–1990) und später unter Homogenisierung von Autoren auf

Spektrum

eine cartesianische Linguistik einen Kontrast zu seinen Gegnern aufbaut bzw. sich in eine konstruierte Traditionslinie stellt, der er revolutionäres Potential gegenüber dem gegebenen Zustand der Linguistik zuspricht. Die Vertreter der zweiten Generation der kognitiven Linguistik vertreten die holistische Annahme, dass die Sprache eine in andere kognitive Fertigkeiten eingebettete und mit diesen interagierende Fähigkeit ist. Gegenüber dem Mainstream der Linguistik vertreten sie einen Anspruch auf Innovation und verzichten ostentativ auf historische Bezugnahmen. Erst in jüngerer Zeit werden in selbstreflexiv orientierten Arbeiten philosophisch-philologische Reflexionen vorgenommen und historische Bezüge hergestellt.

ANA AGUD stellt Reduktionismus und Holismus in der Geschichte von Sprachtheorie und Sprachwissenschaft gegenüber. Ein Holismus, wie er etwa durch die Sprachtheorie Humboldts repräsentiert wird, ist in den letzten zwei Jahrhunderten in der linguistischen Arbeit nicht mehr anzutreffen. Vielmehr wurden Analysen von kleinen und kleinsten Teilgegenständen mit nicht aufeinander abgestimmten Methoden vorgenommen. Die bloße Anhäufung einer gigantischen Masse von Befunden, die als Teilerkenntnisse gedeutet werden, nähert sich aber nicht unbedingt dem Verständnis der Sprache als Ganzes. Agud wirft die Frage auf, ob die jeweilige analytisch-deduktive oder auch rein intuitive Segmentierung des Gegenstands dessen Wirklichkeit entspricht. Die Festlegung auf ein bestimmtes Paradigma der Sprachbeschreibung vergleicht sie mit dem Teilen von Vorurteilen. Dabei wird kategorisch festgestellt, dass die Leser linguistischer Arbeiten Sprachbeschreibungen erst dann verstehen können, wenn sie an der Kultur von deren Produzenten teilhaben und entsprechende Vorurteile teilen. Der in der generativen Grammatik gefundene Konsens in Bezug auf strukturelle Beschreibungen ist in der gegenwärtig dominierenden Ausrichtung der experimentellen sprachlichen Verhaltensforschung zusammengebrochen. Das angebliche Empiriedefizit versuchen die Experimentalisten durch maximale Reduktion der Gegenstände zu beheben, um alle Variablen kontrollieren zu können. Dies geschehe allerdings um den Preis, dass der Gegenstand in einer Anhäufung von Banalitäten besteht.

Die Notwendigkeit neuer Sprachkonzepte in der postmodernen Welt wird von KANAVILLIL RAJAGOPALAN behandelt. Paradigmenwechsel in der Linguistik führen nicht nur zu alternativen Wegen im Umgang mit dem vorher identifizierten Objekt Sprache, sondern dieses vermeintlich selbstidentische Objekt erweist sich als Produkt eines Prozesses der Verdinglichung. Die Linguistik sieht der Autor als Nebenprodukt einer kognitiven Theorie des Verstandes, in ihrer heutigen, modernen Fassung sei sie aus der Philologie des frühen 19. Jahrhunderts und aus der Suche nach dem Sprachursprung hervorgegangen. Für die Notwendigkeit der Neubestimmung wird von der Idee eines globalen Dorfes ausgegangen, in dem Interaktionen verschiedener Kulturen der Regelfall sind. Sprachmischung und das Entstehen von Kontaktphänomenen wie Spanglish, Franglais, Portunhol oder Hinglish können nicht mehr einfach als Randerscheinungen betrachtet werden. An der Schwelle zur postmodernen Welt stellt sich also die Aufgabe, die in der modernen Welt entstandenen rationalistischen Sprachkonzepte zu überdenken.

Literatur

- Auroux, Sylvain (1994): *La révolution technologique de la grammatisation*. Liège: Mardaga.
- Chomsky, Noam (1971): *Cartesianische Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus*. Übersetzt von Richard Kruse. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. [*Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalist Thought*. 1966].
- Coseriu, Eugenio (2003): *Geschichte der Sprachphilosophie. Von den Anfängen bis Rousseau*. Neu bearbeitet u. erweitert v. Jörn Albrecht, mit einer Vor-Bemerkung v. Jürgen Trabant. Tübingen, Basel: A. Franke Verlag.
- Daston, Lorraine (1995): "The Moral Economy of Science". *Osiris* 10, 2nd Series (Constructing Knowledge in the History of Science), 2–24.
- (2001): "Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität". *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*. Hrsg. v. Michael Hagner. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 137–158.
- Descartes, René (1989): "Principes de la Philosophie" [1647]. *Œuvres de Descartes*, publiées par Charles Adam, Paul Tannery. Vol. IX –2, Paris: Vrin. [zit.: Descartes AT IX–2].
- Füssel, Marian (2013): "Kampf oder Rückzug? Alte und neue Streitgegenstände im akademischen Feld". *Forschung & Lehre*. 6,13: 450–451.
- Haßler, Gerda (2007): "Zwischen Konservieren und Prognostizieren. Vom Wert begriffsbezogener Forschungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft des 21. Jahrhunderts". *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft*. 16: 23–43.
- Joseph, John (2010): "Chomsky's Atavistic Revolution (with a little help from his enemies)". *Chomskyan (r)evolutions*. Ed. by Douglas A. Kibbee. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 1–18.
- Kant, Immanuel (1798): *Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten*. Königsberg: Friedrich Nicolovius.
- Kuhn, Thomas S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [*The Structure of Scientific Revolutions* 1962].
- Schlanger, Judith (1995): *Les métamorphoses de l'organisme*. Paris: L'Harmattan (Collection Histoire des Sciences Humaines.). [1971].
- Schleicher, August (1863): *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft — offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Haeckel*. Weimar: H. Böhlau.
- Sériot, Patrick (2012): "Jazykoznanie resentmenta v Vostočnoj Evrope". *Političeskaja lingvistika*. 3: 186–199.

Gerda Haßler (Hrsg.)

Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität Wendepunkte — Krisenzeiten — Umbrüche

INHALT: *Gerda Haßler*: Metasprachliche Reflexion und Diskontinuität — Wendepunkte, Krisenzeiten, Umbrüche. Zur Einleitung / *Tim Denecker*: *uernaculum linguae uniuscuiusque idioma*. Languages in contrast in St. Jerome's exegetical works / *Gonçalo Fernandes*: Notes on 14th- and 15th-century linguistic studies in Portugal / *Cor-dula Neis*: Sperone Speronis *Dialogo delle lingue* im Kontext neuzeitlicher Sprachtheorien / *Anja Hennemann*: Die (meta-)sprachliche Reflexion über Norm und Normierung in ausgewählten Grammatiken des Spanischen. Nebrija (1492), Correas (1626, 1630) und die *Real Academia Española* / *Josef Eskhult*: Albert Schultens (1686–1750) and primeval language. The crisis of a tradition and the turning point of a discourse / *Boris Djubo*: Der Bruch mit der traditionellen deutschen Grammatik in der russischen Grammatikschreibung (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) / *Friederike Spitzl-Dupic*: Diskontinuitäten in der sprachtheoretischen Behandlung der 'articuli(e)rtten *Laute*' in allgemeingrammatischen Texten / *Kathleen Plötner*: Die Logik des Raumes in Metaphertheorien des 18., 19. und 20. Jahrhunderts / *Rolf Kemmler*: *Crates Mallo-tes* (1800) or Gulliver's ideas on early 19th-century Latin and Portuguese grammar / *Ricardo Cavaliere*: Political crisis and linguistic thought discontinuity. The case of the Brazilian 19th-century grammars / *Toon Van Hal*: Die Rolle des Altindischen bei der Gründung der Sprachwissenschaft als akademischer Disziplin. Revolution oder Kontinuation? / *Johanna Wolf*: Von der Messbarkeit der Sprache. Die Diskussion um Organizität und Genealogie als Wertskalen der Sprachforschung im 19. Jahrhundert / *Tommaso Pellin*: Rescuing China. Grammar as the keystone of a new Chinese culture in the first decades of the 20th century / *Pierre Swiggers*: Continu et discontinu — la linguistique et les (autres) sciences. Un bilan, anno 1929 / *Klaas-Hinrich Ehlers*: Vertriebenen-Linguistik. Geschichte und Profil der germanistischen Forschung zu den sprachlichen Folgen der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg / *Jörn Albrecht*: Der »alte« und der »neue« Saussure. Kontinuitäten und Brüche in der Saussure-Rezeption / *Camiel Hamans*: How Generative Grammar landed in Europe / *Klaas Willems*: Polysemie und der semantische Wertbegriff seit der kognitiven Wende in der Sprachwissenschaft / *Michael Link*: Die Rhetorik des Bruchs. Wie Kognitive Linguistik der ersten und zweiten Generation ihren Anspruch auf Innovation in Szene setzte / *Ana Agud*: Reduktionismus vs. Holismus in der Geschichte von Sprachtheorie und Sprachwissenschaft / *Kanavillil Rajagopalan*: Language in our postmodern times and the pressing need to find novel ways of conceptualizing it — INDEX NOMINUM

ISBN 978-3-89323-017-4